

dabei verdanken sich die im 19. Jahrhundert entstehenden Freikirchen in der Regel der Ablehnung gerade freireligiöser und liberaler Tendenzen innerhalb der Staatskirchentümer und bilden bis in die Gegenwart deren orthodox-biblizistischen Widerpart. Das aber sind Beckmessereien, die dem Erkenntnisgewinn keinen Abbruch tun, den man aus der Untersuchung ziehen kann. Dieser Gewinn lässt sich freilich nicht in einer griffigen Formel fassen, denn als „Gegenstand von Grenzverhandlungen zieht die säkulare Option in ihrer literarischen Fassung [...] charakteristische Narrative und poetologische Spezifika nach sich, die das Textverfahren kommentieren. Die Netzstruktur der poetologischen Ebenen ist desto komplexer, je stärkeren Repressionen und Tabus die Möglichkeit, nicht zu glauben, unterliegt.“ (184). Eben im Nachspüren dieser Netzstrukturen liegt der Reiz und der Wert des Buches, dem allerdings eins fehlt: ein Register.

Hermann-Peter Eberlein (Wuppertal)

Nina Bodenheimer: Heinrich Heine und der Saint-Simonismus (1830-1835). Stuttgart: Metzler, 2014.

Saint-Simon sprach von der Organisation der Gesellschaft nach Maßgabe der Fähigkeiten ihrer Teilnehmer. Die Leitidee des „Chacun selon ses capacités“ verspricht nicht Gleichförmigkeit, sondern Konstanz der Organisationsstruktur. Feudales Erbe und der vorherbestimmte Platz in der Welt sollten ersetzt werden durch komplementäre Kompetenzausübung. Gleichwohl orientierte sich die Freiheitshoffnung, die in der gerechten Ordnungsstruktur lag, wieder vertikal – das Ende der Netzmetapher, des Gewebes der Gleichheit. Die Autorin von *Heinrich Heine und der Saint-Simonismus (1830-1835)*, Nina Bodenheimer, betont zu Recht, dass dieser Aspekt von großer Wichtigkeit ist. Sie geht mit der vergleichend angelegten Studie über das hinaus, was in im weiten Sinne kulturwissenschaftlichen Arbeiten gemeinhin geleistet wird. Die Kapiteleinteilung lautet: Heine und der Globe / Saint-Simonismus und Idealismus / Die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Damit erfolgt die Präsentation vermittelt durch die Darstellung symbolischer Medien. Die saint-simonistische Zeitschrift zeigt Heine als Akteur im Literaturmarkt, nicht als ferne Dichterfigur zwischen den Sprechweisen von Ironie und Prophetie. Bodenheimers Studie betont die nachweisbaren Daten. Sich auf diese Weise Heine zu nähern bedeutet, die Leser von einer bestimmten eher affektiv aufgeladenen Deutungsform zu

entfernen. Dies mag dem Gegenstand des Deutschen Idealismus geschuldet sein, der die Abgrenzung von sprachlicher Spekulation geradezu fordert, um nicht zu reproduzieren, was den sprachkritisch bewussten Denkern späterer Zeit Angriffsziel par excellence war.

Saint-Simons Betrachtungen („...der leidenschaftliche Auftakt des industriellen und wissenschaftlichen Zeitalters und der sozialistischen Weltanschauung“ (G. Salomon-Delatour)) initiierten einen Diskurs der Positivität, der durch Comte auf die Geschichtswissenschaft wirkte und auch in seinen Gegenbewegungen lange wirken sollte. Geistesgeschichtlich trifft die Doppelstruktur seines Werkes: Positivität und der Wunsch nach Neuordnung, sich mit der oben erwähnten Heine'schen Doppelrede ironisch-prophetischer Art. Ironie als Reflexionsbruch einer gegebenen Situation will die bessere Möglichkeit vor der wirklichen, auch wenn diese zunächst nicht erreichbar ist. Die Angriffe gehen indes nicht auf das Machtprivileg überhaupt – hierin eine verbindende Linie zur legitimatorischen Rede des Deutschen Idealismus –, sondern auf das Machtprivileg unter der Bedingung der Erbllichkeit.

Bodenheimer beschreibt das Leitmotiv der „Rehabilitation der Materie“, ein Begriff, der von Eugène Rodrigues in der „Introduction aux Lettres sur la religion et la politique“ aufgebracht wurde und den Heine „wiederholt in seinem Werk aufnimmt“ (S. 3). Dabei ist ein Rehabilitationsgeschehen immer in Gefahr der Unfreiheit – gegen die Begriffsketten idealistischer Art den rauen Boden zu setzen war Entzauberung, in der eine Rettung und ein Fortschritt liegen sollten (Bodenheimer spricht in diesem Sinne vom „fast schon lächerlichen Mystizismus“ (S. 3), hinter den die Philosophie nun, im zweiten Abschnitt des Wirkens der Saint-Simonisten, zurücktrete). Das ist, wenn man die Arbeit als Ganzes anschaut, der Hauch einer Schwäche: den positiven Boden zu wollen, dort zu arbeiten, zu klassifizieren, nachzuzeichnen – und die spirituelle Dimension des Dichters Heine, bei aller Kritik, die er selber übte, in den Hintergrund treten zu lassen. Dies nicht in einem modischen Sinne von Ingenium und Erleuchtung (mit Bodenheimer: dem Mystizismus zu nah), aber in dem Wissen um die Unausdeutbarkeit des dichterischen Wortes. Dieses verweist auf eine bestimmte Form der Darstellung und der Darstellbarkeit, die mit der modalen Änderungsmöglichkeit der Darstellung, die zu jedem Zeitpunkt gegeben ist, den Zustand des Deutens auf Dauer stellen müssen. Die dreiteilige Gliederung spiegelt Dreistadiengesetz und Wirkungstreue – die Materie wird ins Recht gesetzt auch in der Gliederung des Buch-Stoffes. Die Korrespondenz der Saint-Simonisten

enthält indes nur wenige Hinweise auf Heine, die zudem nicht sehr aussagekräftig seien (S. 47) und wenig über das Verhältnis Enfantins zum Dichter mitteilen. So behandelt die Autorin der Studie ihr Material kritisch, was ein Vorzug ist, da Kritik öfter behauptet als durchgeführt wird. Gesprochen wird auf der Ebene der Information, nicht der Imagination, doch dieser Heine – „...ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch“ –, der Heine der *Reisebilder*, ist hier nicht gemeint. Ist aber die Poesie der Prophetie etwas ganz Anderes als Saint-Simons Fortschrittshoffnung durch Umgestaltung? Gewiss nicht im Sinne eines exemplarischen Leidens, von dem Heines ironische Stimme im Bruch noch weiß. Aber noch der kulturelle Transfer in Bezug auf die Philosophie Hegels hat hier als Protagonisten auch den Poeten, nicht nur denjenigen, der propositionalisierbare Information äußert. Zwar ist Hegel in den *Grundlinien der Philosophie des Rechts* ein Autor der Gleichheit, wenn er die juristische Gleichberechtigung der Menschen um des Menschseins willen behauptet. Jedoch wird nicht nur etwa die Frauenfrage nicht thematisiert und Gleichheit als Gleichheit der männlichen Bürger hingenommen. Zudem ist gerade Hegel in den *Grundlinien* ein Exponent jener Denkfigur, die das Besondere nur von Wert sieht, insofern es auf ein Allgemeines bezogen ist, wobei dieser Bezug in der Richtung auf das Besondere vom Sinn des Allgemeinen ausgeht. Auf diese Denkfigur, die totalitaristisch zu missbrauchen ist, wird kritisch nicht hingewiesen.

Eine Stärke des Buches ist die Darstellung von Heines „kosmopolitischer Mission“ (S. 123ff.) im dritten Teil. Den „Franzosen das geistige Leben der Deutschen bekannt zu machen“ sei „jetzige Lebensaufgabe“ (zitiert auf S. 123). Der Kosmopolit ist indes nicht Propagandist, eher Chronist des geistigen Lebens auf Anschluss und Austausch hin. Heine wollte von seinen Schriften leben, als er im Mai 1831 in Paris eintraf – auch in Deutschland ein bedeutendes Jahr, Todesjahr Hegels, Erscheinungsjahr von Otto Friedrich Gruppens *Antäus* –, eine frühe Figur des Autors als Selbststrategie. Dieser wandte sich auch, wie Bodenheimer kenntnisreich nachzeichnet, an die einfachen Menschen, nicht mehr an Adel und Großbürgertum. So beschreibt das Buch neben der expliziten Intention auch die Nebengeschichte des Berufsschriftstellers im kulturellen Feld und dessen Initiierung (die in der Dichtung um die Zeit Klopstocks, dem Aufkommen des Subskriptionswesens etc. virulent wurde). Dies wird in der Darstellung verbunden mit Heines Stigmatisierungserfahrung, die ihn zur Literatur hinneigen ließ, womit

diese Sphäre als Ort der verlagerten politischen Entscheidungen zu sehen ist. Heines Taufe 1825 wird in diesem Sinne als Akt der Erschließung von Berufsperspektiven vorgestellt (S. 126).

Ausführliche, dichte Fußnoten verbürgen den historischen Kontext. Bodenheimer schildert, wie Heine gegen Madame de Staël anscrieb, deren Buch über Deutschland, den Franzosen zumeist einzige Quelle über die deutschen Lande, die „ganz neue Literatur“ (zitiert auf S. 129) in Deutschland nicht enthalten konnte. Der Realismus der Franzosen, ihre Affinität zur Materie, würde von der Madame „frondi[e]rt“ (zitiert auf S. 130), so dass Heines Aufgabe im Gesamtprojekt der oben erwähnten Rehabilitation der Materie zu sehen ist (dass die Materie sich nicht durch den publizistischen Handstreich zurückgewinnen lässt, ist ein anderes Kapitel – der deutsche Idealismus war eben keine bloße Mode oder temporäre Erscheinung, sondern hatte Wahrnehmungs- und Darstellungsweisen von Wissen (bis hin zu dem von Schopenhauer konstatierten „metaphysischen Bedürfnis“ der Menschen) tief geprägt).

Gleichwohl befestigte Heine, wenn er den „linearen und rationalen Charakter“ (S. 130) der deutschen Philosophiegeschichte (Ursprungspunkt: Reformation) beschreibt, die kulturelle Gegenrede, die sprachlich bewusst „dürftig“ daherkommt (zitiert auf S. 130), um einfache Menschen zu erreichen. Auch wenn Heine den linken Hegel wolle (so eine Bemerkung Habermas'), könne er „nicht als waschechte[r] Hegelianer“ bezeichnet werden, wie Bodenheimer richtig anmerkt. Die Gemengelage aus philosophischem Ideentransfer, Anschluss, Abweichung und der Konstitution des ironischen Dichters ist nicht auf eine Formel zu bringen. In diesem Sinne votiert Heine für die exemplarische Figur Lessing, „nicht Leibniz oder Kant“ (S. 135). In Lessings Verbindung von Religion und Philosophie ohne Entscheidung konnte der Stigmatisierte jenseits der deontologischen Prämisse oder der Monadenwelt tür- und fensterloser Ureinheiten Heimat finden, das Equilibrium ist ihm Freiheitsmoment, wie später bestimmte Formen des Neutralen. Daneben verweist Heines Begeisterung für Spinoza, der eher den Menschen als Gott leugne (vgl. S. 136), neben der von der Autorin genannten Verwendung, die Heine für diesen Denker in seiner subjektiven Interpretation des Pantheismus habe (S. 136), auf Spinozas Formel des Sprechens vom Standpunkt der Ewigkeit aus – *sub specie aeternitatis* –, die noch Wittgenstein beschäftigte.

Alles in allem geht das Buch sorgsam mit den Ideen und verzweigten Entwicklungen der Geistesgeschichte um, die es präsentiert, und ist ein Gewinn

für Heine-Forscher wie solche, die sich Saint-Simon und vor allem den Saint-Simonisten widmen. Gerade die kleinteilig angelegte Darstellung, die mit nützlichen Details argumentiert und dabei den Vergleichszusammenhang im Blick behält, lässt Heines Angleichung seines künstlerischen Lebens an das politische (S. 168) in Paris deutlich werden. Dass solche Angleichungen nie ganz gelingen, ist eine andere Geschichte, auch dies „force des choses“ (HSA XXI, 20).

Sandra Markewitz (Bielefeld/Vechta)

Katharina G. Schneider: „Wege in das gelobte Land“. Politische Bildung und Erziehung in Vormärz, Regeneration und Deutscher Revolution 1848/49. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2016.

Im Vorwort zum Rotteck-Welckerschen Staatslexikon hielt der bekannte liberale Staatsrechtler Carl von Rotteck 1834 ein flammendes Plädoyer für den Wert politischer Bildung. Oberstes Ziel müsse es sein, die Menschen in den Stand zu setzen, die Rechte und Pflichten wahrzunehmen, die ihnen als „active Bürger eines constitutionellen Staates oder überhaupt als mündige [...] Bürger eines Rechtsstaates“ zustünden. Die Synthese von Erziehung und Demokratie, die bis heute zum Katechismus des braven Republikaners zählt, hat hier im politischen Denken des deutschen Vormärz ihren Ursprung. Während aber Liberale wie Rotteck vor allem für die Wahrung rechtsstaatlicher Prinzipien und die Einübung bestimmter sozialer Tugenden auf dem Boden der konstitutionellen Monarchie warben, waren es in dieser Zeit vor allem demokratische Denker und Publizisten, die in volkspädagogischen Bemühungen einen Weg erkannten, das „gelobte Land“ der Demokratie und damit eine komplette Systemalternative zu erschaffen.

Exemplarisch für diese Richtung untersucht Katharina Schneider in ihrer lesenswerten Dissertation eine besonders spannende Intellektuellengruppe deutscher Exilanten in der Schweiz, die 1840 in Zürich den politischen Emigrantenverlag „Literarisches Comptoir“ gründeten und aus dem benachbarten Ausland versuchten, publizistisch auf die politische Lage in Deutschland einzuwirken. Der Kanton Zürich erschien für ein solches Projekt vor allem aufgrund seiner liberalen Einwanderungspolitik geeignet. Außerdem garantierte die bereits 1831 in Kraft gesetzte liberale Verfassung ein viel höheres Maß an Meinungs- und Pressefreiheit als dies zur selben Zeit unter dem System Metternich im Deutschen Bund der Fall gewesen war. Die Schweiz